

Der langsame Weg zur Sauberkeit

Kochen, Waschen, Putzen – diese Jobs werden im Breite-Hotel von IV-Bezögern gemacht



Schneeweiss und blitzsauber. Viviane Stolz bereitet eines der wenigen Einzelzimmer des Breite-Hotels für neue Gäste vor. Fotos Roland Schmid

MARTINA RUTSCHMANN

Im «Quer»-Beitrag des Schweizer Fernsehens vom 24. Februar wurde die Leitung des Breite-Hotels massiv kritisiert – gestützt auf Aussagen einer entlassenen Mitarbeiterin. Ein Blick hinter die Kulissen zeigt jedoch aufgestellte Behinderter, die gerne arbeiten.

Kein einziger Brotkrümbleibt übrig, wenn Markus Somm am Werk ist. Er putzt die Tische so gründlich, dass man darauf auch ohne Teller essen könnte. Der 45-Jährige ist stolz auf seinen Job. «Am besten gefällt mir der Kontakt mit den Gästen», sagt er. Diese merken oftmals nicht, dass

Markus Somm «etwas langsamer ist als andere», wie er selber es ausdrückt. Die beiden Asiaten etwa, die auf der Couch sitzen und in ihre Laptops schauen, machen nicht den Eindruck, als käme ihnen hier etwas komisch vor.

ZWISCHEN THERAPIE UND JOB. Etwas aber ist anders: Von den 28 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Breite-Hotels beziehen 17 eine IV-Rente. Markus Somm, weil er bei der Geburt zu wenig Sauerstoff erhielt. Andere gelten aus ähnlichen Gründen als «Menschen mit Behinderung». Ausser Sonja Häslar. Ihre Geschichte ist anders. Die 29-Jährige führte ein normales Leben, bis ein Skiunfall alles veränderte: Seit zehn Jahren ist sie ein IV-Fall, seit vergangem Sommer sitzt sie im Rollstuhl.

Wie alle Mitarbeitenden des Dreisternehotels ist Sonja Häslar beruflich qualifiziert. Sie hat eine kaufmännische Lehre mit Berufsmatur abgeschlossen und, anders als die meisten ihrer Arbeitskollegen, sich früher in der freien Wirtschaft behauptet. Ihr Ziel: «Ich möchte eines Tages wieder in einem «normalen» Betrieb arbeiten.» Noch ist sie aber auf flexible Arbeitszeiten angewiesen. Zwischen Therapien und Spitalaufenthalten schmeisst sie ihren Job als Direktionsassistentin. «Ich bin sehr dankbar für diese Arbeit.»

Markus Somm hingegen hat nicht vor, das Hotel zu verlassen. Für ihn war es ein gros-

ser Schritt, seine Arbeit in einem Altersheim aufzugeben und es hier zu versuchen. Sechs Jahre lang arbeitete er im Altersheim. «Bis dort plötzlich einfach gar nichts mehr stimmte.» Seit der Eröffnung des Breite-Hotels im vergangenen Herbst ist er wieder happy. Dass das Hotel bisher nur während Messen voll ausgelastet ist, stört ihn nicht. Genauso wenig wie die Tatsache, dass er, wenn sein Bild in der Zeitung erscheint, als Mensch mit Behinderung wahrgenommen wird. Er sagt: «Ich habe trotz allem etwas aus meinem Leben gemacht.» Sagts – und konzentriert sich wieder auf

Leiterin des Hauswirtschaftsbereichs und somit eine nicht-behinderte Mitarbeiterin. Für manche IV-Bezöger kann das Hotel eine Chance sein, betreut, aber dennoch selbstständig arbeiten zu können. Für andere soll das Hotel ein Sprungbrett sein.

Baumer weiss aber: Einige hätten keine Chance in der freien Wirtschaft. Und doch ist es anders, hier zu arbeiten als in einer geschützten Werkstatt – praktisch keine Gäste sind selber behindert, der Bau ist aussen wie auch innen durchgestylt. Das Haus strotzt vor Sauberkeit.

Viviane Stolz zum Beispiel ist mit vollem Einsatz dabei, wenn sie die Wände der Zimmer schrubbt, die Betten bezieht und die Wasserhähnen poliert. Die 20-Jährige hat eine Lernbehinderung. Für sie ist es ein Aufstieg, dass sie nicht mehr Puzzles bemalen muss.

«LÄCKERLI» UND BLUMEN. Die Zimmer mit Blick auf den Rhein putzt Viviane Stolz am liebsten. «Ich habe etwas lange, dafür mache ich meine Arbeit gründlich.» Nie würde sie vergessen, «Läckerli» auf die Kopfkissen zu legen, wenn neue Gäste kommen. Weniger Spass macht ihr die Arbeit in der Wäscherei. Dort gibt es dafür andere Leute, die sich Gründlichkeit auf die Fahne geschrieben haben. Selbst die Küchentücher sind knitterfrei gebügelt. Aber nur so lange, bis sie Markus Somm in die Hand bekommt.

> www.dasbreitehotel.ch



Stolz. Markus Somm könnte es mit Meister Proper aufnehmen.



Haben Sie Ideen und Wünsche für Themen? redaktion@baz.ch

die Arbeit. Es wird Zeit, fürs Mittagessen aufzutischen. Im Saal, wo morgens die Gäste frühstücken, essen mittags die Angestellten. Der junge Mann, der seine Kollegen bekocht, macht seinen Job ebenso gewissenhaft wie Markus Somm.

Bloss scheint ihn zu stören, dass er wegen seiner Lernbehinderung hier arbeitet. Er will sein Foto jedenfalls nicht in der Zeitung sehen. «Vielleicht gelingt es ihm eines Tages, an einem «normalen» Ort zu arbeiten», sagt Françoise Baumer,

Das Auge des Pharaos soll zurück nach Ägypten

Das Antikenmuseum vermittelt zwischen privatem Besitzer und der ägyptischen Antikenbehörde

PATRICK MARCOLLI

Ägypten verlangt, dass das linke Auge einer Pharaonenstatue aus dem Basler Antikenmuseum zurück ins Ursprungsland gebracht werde. Der Besitzer des Auges zögert aber mit der Rückgabe.

«King Tut is back!» Zahi Hawass war aus dem Häuschen, als er am 5. April 2004 die Tutanchamun-Ausstellung in Basel eröffnen durfte. Bei dieser Gelegenheit war der Chef der ägyptischen Antikenbehörde des Lobes voll für das Basler Antikenmuseum. Zudem hielt er zur Beruhigung vieler Anwesender fest, dass sich keines der fünf Objekte in Basel befinde, die er mit den Leihgebühren der Tut-Ausstellung aus ausländischen Museen zurückfordern wollte.

Das war vor fast zwei Jahren. Inzwischen hat sich gezeigt, dass der ägypti-

sche Funktionär für Altertümer ein gutes Auge hat. Wie Ende Februar auf der Website des arabischen Fernsehsenders Al Jazeera zu lesen war, fordert Hawass das Basler Antikenmuseum auf, das linke Auge der Statue von König Amenhotep II. dem ägyptischen Staat zurückzugeben. Dieses steinerne Auge sei, so wird der Minister zitiert, «vor einigen Jahren aus einem Tempel in Luxor gestohlen» worden.

Peter Blome, Direktor des Antikenmuseums, bestätigt die Forderung Ägyptens. Er habe seit rund einem Monat davon Kenntnis. Blome vermutet, Hawass habe dieses Auge bei seinem Besuch der Tut-Ausstellung gesehen. Die Statue, die sich in Ägypten befindet, habe damals noch aus Fragmenten bestanden. In der Zwischenzeit hätten

die Ägypter sie rekonstruiert und gemerkt, dass eben dieses linke Auge fehle. Da habe sich Hawass wohl an seinen Basel-Besuch erinnert. «Das spricht für sein Bildgedächtnis», kommentiert Peter Blome trocken.

BESITZER PRÜFT MÖGLICHKEITEN. Das überlebensgrosse Auge des Pharaos gehört laut Blome einem privaten Sammler, der es dem Museum als Leihgabe zur Verfügung gestellt hat und dessen Identität Blome nicht preisgeben will. «Würden wir das Auge besitzen», versichert der Museumsdirektor, «wäre es schon längst wieder in Ägypten.» Er sei an einer einvernehmlichen Lösung interessiert. Der Besitzer habe das Museum als Vermittlerin und allfällige «Rückgeberin» eingeschaltet. Er

wolle aber bis Ende dieses Monats seine rechtlichen Möglichkeiten abklären lassen. «Der Sammler hat das Auge vor einiger Zeit an einer Auktion bei Sotheby's legal ersteigert.» Und zwar «in bona fide» – in Treu und Glauben. Davor habe das Objekt unter anderem zur renommierten Sammlung Schimmel gehört. Jetzt gelte es abzuklären, ob der Besitzer im Fall einer Rückgabe allenfalls Regress auf einen Vorbesitzer nehmen könne. Der Staat Ägypten werde auf keinen Fall zahlen.

Und wie schätzt Peter Blome die historische und künstlerische Bedeutung des Auges ein? «Mittelgross.» Das Objekt sei «gut und schön». Aber es handle sich nicht gerade um Nofretete. «Pharaonenstatuen hat es gegeben wie Sand am Meer.»

-minu

Heisser Kaffee



Ohne geht gar nichts. Sorry. Aber da bin ich wie der Motor ohne Öl. NICHT ZU GEBRAUCHEN.

Das war schon mit der Omi so. Morgens um halb sechs hangelte sie nach ihren abgeschlurften Pantoffeln. Kratzte sich im Haar. Und humpelte in die Küche. Bald schon züngelten blauzitternde Gasflämmchen vom Eisenherd. In einem Pfännchen kochte sie ein teerschwaches Gebräu auf: der Restkaffee der letzten drei Tage. Schliesslich schüttete sie alles in eine der grossen, roten Tassen mit den weissen Tupfen drauf. Im zweiten Pfännchen wollte mittlerweile eben die Milch hochräuseln. Hurtig goss sie die Omi zum schwarzen Kaffee – etwas Undefinierbares, Graues dampfte nun aus der Tuffentasse.

Der absolute Schocker: Oben auf dem Kaffee schwammen wulstige Fetzen – Rahmpelzchen, weil die nicht uperisierte noch entrahmte Milch jener Zeit beim Aufkochen «Schlämpen» abgab.

Diesen verrunzlten, dackelnden Rahm, hat Mutter stets abgeseiht und in einem Krüglein aufbewahrt. Am Freitag, dem sogenannten Wähentag, wurden die «Schlämpen» dann mit Eiern und Zucker verrührt. «Das gibt den besten Wähenguss!» – wurde das Prozedere, das Vater jeweils grün anlaufen liess, verteidigt. Naja. Vater hat stets auf die Wähe verzichtet und einen Klöpfer verlangt.

Zurück in die Tasse der Omi. Diese (die Omi) bröckelte ein Stück vom alten Tessinerbrot ins dampfende Gebräu. Gebannt hingen wir Kinder an ihrem zahnlosen Mund, der mit lauten Schmatzern und schlürfenden Geräuschen die graubraunen Brocken reinzog.

«So etwas gehört gesetzlich narkotisiert!», regte sich Mutter jeweils über die Omi und deren ganz spezielle Kaffee-Inhaliererei auf. «Sie tönt wie ein asthmatischer Gartenschlauch!» – das ging vorwiegend an Vater, die Adresse der «anderen» Familien.

Und direkt zur Omi: «Mit deinem Gebräu könntest du spielend den halben Erdteil ausrotten!» «Mir schmeckts», mummelte die Omi seelenruhig am letzten durchweichten Brotfetzen herum.

Und Mutter schoss Blicke himmelwärts: «Und dafür hat Brasilien die Kaffeebohne geschlitzelt!» Ähnliche Vögel bekam das Eheweib meines Vaters auch an den Bauernzmqornen, zu denen wir in Adelboden immer wieder von Oeschter's Gottfried gebeten wurde, wenn Vater ihm einen Brief an die Regierung in Bern schreiben musste. Die Oeschtersippe hockte am langen Tisch in der dunklen Küche. Hier hing der Rauch des offenen Feuers in jeder Ritze. Oeschters Marie kippte die goldbraune Röschi von der Gusseisenpfanne auf einen grossen Holzsteller. Der wurde in die Tischmitte platziert. Vor jedem stand ein «Mucheli» mit Milchkaffee – eine ähnliche Brühe wie bei der Kembserweg-Omi.

UND NUN DER GONG: alle Oeschters stachen mit ihren Kaffeelöffeln von der Röschi ab, tauchten diese in den Kaffee ein – Und mummelten sich so die Kartoffeln rein.

Mutter würgte. Denn auf dem braunen Kaffee schwammen nun nicht nur die weissen Rahmschlempen. Da gabs auch goldgelbe Fettaguen. Und: «Wir haben schon geprüfusstück, ihr Lieben!», heuchelten meine lieben Eltern. Und schütteten später zu Hause als Erstes die «Wienermischung» im Melittafilter an. Heute?

Kaffee ist schlempenloser, fettarmer und stärker geworden. Knopfdruck.

UND ESPRESSO SCHWARZ! Ohne geht gar nichts. Siehe oben.

> www.baz.ch/minu